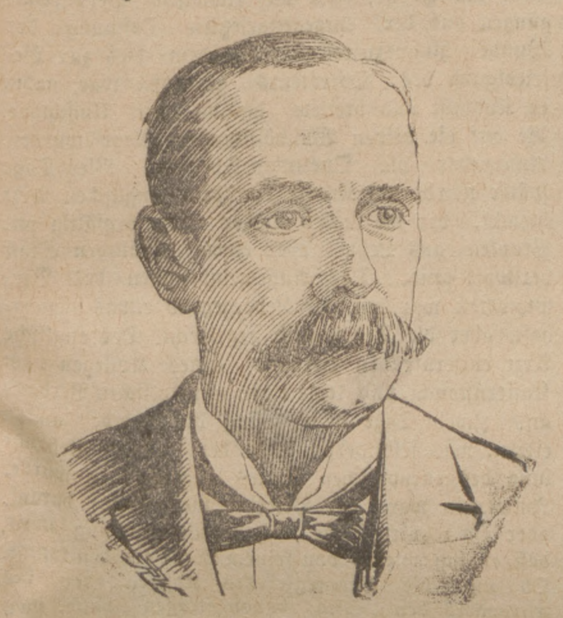
(Zweites Blatt.)

Thorner Zeitung.

Nr. 14 — Freitag, den 17. Januar — 1902

Schatzsekretär Shaw.

Zum Nachfolger des zurückgetretenen amerikanischen Schatzsekretärs Gage ernannte Präsident Roosevelt den Gouverneur von Jowa Leslie M. Shaw, der sofort telegraphisch die Annahme der Ernennung erklärte. Roosevelt hat damit wieder seinen Willen bekundet, eigene Wege zu gehen; er vollzog die Ernennung ohne mit jemanden darüber zu konsultieren.



Leslie Mortier Shaw ist ein echter Amerikaner, der es durch eisernen Fleiß von den bescheidensten Anfängen zu Ehren und Reichthum gebracht hat. Er wurde am 2. November 1848 in Morristown im Staate Vermout in einer Blockhütte geboren. Sein Vater, ein Farmer, zog bald darauf nach den damals noch dünn besiedelten Prärien Jowas. Dort arbeitete Shaw auf seines Vaters Farm, besuchte die Volksschule und bezog dann das Cornell-Institut in Mt. Vernon in Jowa, das er 1874 absolvirte. Zwei Jahre später war er Advokat in Dennison, Jowa, wo jetzt noch sein Heim ist. Er wurde Präsident der Banken von Dennison und von Massila, Jowa, und war außerdem ein sehr gesuchter Advokat. Als Politiker wurde er 1896 bekannt als einer der Redner McKinleys. 1898 wurde er zum Gouverneur seines Staates erwählt und 1900 wiedergewählt. Shaw ist verheirathet und ist eine der Leuchten der Methodistenkirche. Er ist einer der kommenden Männer für das Präsidentenamt.

Deutscher Reichstag.

118. Sitzung am Mittwoch, 15. Januar 1902.

Am Bundesrathstische: Freiherr von Thielmann, Kriegsminister von Goßler.

Der Präsident Graf Ballestrem eröffnet die Sitzung um 1 Uhr 20 Min.

Erster Gegenstand der Tagesordnung ist die Interpellation Dr. Arendt und Genossen:

Ist es dem Herrn Reichskanzler bekannt, daß Kriegstheilnehmern, denen auf Grund des Gesetzes vom 1. Juli 1899 (Reichsgesetzblatt S. 399) die jährliche Beihilfe von 120 Mark bewilligt ist, auch gegenwärtig wieder „mangels finanzieller Mittel" die Auszahlung verweigert wird? Welche Maßregeln denkt der Reichskanzler zu ergreifen, um schleunigst und endgiltig diesem Mißstande ein Ende zu machen?

Reichsschatzsekretär Freiherr von Thielmann erklärt sich zur sofortigen Beantwortung der Interpellation bereit.

Zur Begründung derselben erhält das Wort

Abg. Dr. Arendt (Rp.): Es habe wiederum einer großen Anzahl von Kriegstheilnehmern, denen der Anspruch auf eine Beihülfe von 120 Mk. zugebilligt sei, entgegen den einstimmigen Beschlüssen des Reichstages diese Beihülfe mangels finanzieller Mittel nicht gewährt werden können. Der Zustand sei unhaltbar. Man sei viel zu streng in der Abweisung der Gesuche um diese Beihülfe.

Redner geht alsdann auf die Entwickelung der gesetzlichen Grundlage dieser Beihülfe ein und berührt hierbei den Widerstand des preußischen Finanzministers Dr. Miquel gegen diese Beihülfe, welcher diese mit dem Gedanken der allgemeinen Wehrpflicht nicht für vereinbar hielt. Man sollte die Ausgaben des Invalidenfonds auf den allgemeinen Etat übernehmen. Dann kann der Fonds nicht bankerott werden und eine Gefährdung der Interessen der berechtigten Invaliden nicht eintreten. (Sehr richtig!) Im Weiteren wünscht Redner ein Existenzminimum von 600 Mark, mindestens aber müßten alle Berechtigten die Beihülfe von 120 Mark durchgängig erhalten. (Beifall.)

Staatssekretär Frhr. v. Thielmann: Davon, daß Kriegstheilnehmern, denen die Beihülfe von 120 Mark bewilligt ist, die Auszahlung verweigert worden sei, ist mir nichts bekannt. Der Herr Interpellant hat für ein solches Faktum auch keine Beispiele angeführt. Der Invalide genießt auf Grund seiner Invalidität gewisse Ansprüche an das Reich, der Veteran, so wohlwollend auch die verbündeten Regierungen ihm gegenüberstehen, hat Ansprüche an das Reich erst, sobald ihm die 120 Mark durch die Verwaltungsbehörde zuerkannt sind. Die Reihe der fortlaufenden und sich mit jedem Jahre steigernden Bewilligungen zeigt, daß die verbündeten Regierungen von dem größten Wohlwollen gegenüber den Veteranen erfüllt sind. Ich will hier für Preußen einige Zahlen geben: Für Preußen waren im Jahre 1898 Beihülfen bewilligt für 14 108 Mann, Ende Dezember 1898 meldete Preußen als unberücksichtigt 11 346 Mann. Sofort wurde für das Rechnungsjahr 1899 die bewilligte Summe so erhöht, daß Preußen fortan die Mittel erhielt für 25 784 Mann. Die Zahl der Veteranen stieg weiter. Preußen meldete für den 1. April 1901 als unberücksichtigt an 7295 Mann. Für das Rechnungsjahr 1901 wurden die Mittel für sämmtliche angemeldeten Personen bewilligt und noch für einige hundert Mann mehr. Preußen meldete Mitte November 1901 als noch unberücksichtigt an 5782 Mann. Im neuen Etat sind die Mittel so angesetzt, daß wiederum nicht blos diese 5782 Mann außer den alten berücksichtigt werden können, sondern noch einige hundert Mann mehr. Ich verstehe nicht, wie hier ein Mangel an Wohlwollen gefunden werden kann. Die Zahlen für die übrigen Staaten entsprechen im Allgemeinen diesen Ziffern. Das Reich kann bei der jetzigen Organisation unmöglich einzelnen Mißständen direkt abhelfen, es hat keine Organisation dazu, das ist Sache der Einzelstaaten, der Verwaltungsbehörden. Für Fälle im Staate Preußen wäre es angebracht, diese dem preußischen Minister des Innern mitzutheilen. Der Reichszuschuß von 120 Mark wird einen völlig erwerbsunfähigen Mann doch niemals der Armenpflege entziehen können, das wäre undurchführbar. So lange die Etatsverhältnisse nicht günstiger werden, können wir, auch wenn es wirthschaftlich räthlicher wäre, die Beihilfe nicht auf den ordentlichen Etat übernehmen. Der Abg. von Kardorff hat neulich ebenso wie heute der Abgeordnete Dr. Arendt mir angerathen, ich sollte mir neue Steuer ausdenken. Seit einer Reihe von Jahren hat der Reichstag alle ihm angebotenen Steuern abgelehnt. Das Steuertarrain ist, abgesehen von zwei Gegenständen, die ich hier nicht nochmals wiederholen will, da sie ja genügend bekannt sind, gänzlich abgegrast. Das eigenthümliche Schicksal des Schaumweinsteuergesetzes in der Kommission zeigt ja auch, wie schwierig es ist, eine neue Steuer allen gerecht zu machen. Der Herr Interpellant hat die Wehrsteuer als das Allheilmittel für die Veteranenfrage angepriesen; dieselbe ist schon einmal abgelehnt worden und dürfte seitdem nicht populärer geworden sein. Sie würde auch nicht ausreichen, denn nach den Feststellungen des Kriegsministers leben noch immer in Deutschland 600 000 Kriegstheilnehmer, und kein Mensch weiß, wie weit diese Ansprüche an die Beihülfen machen werden. Die Begehrlichkeit der Verteranen ist durch die Agitation des letzten Jahres noch gewachsen (Oho! rechts). Die Regierung hat dem Reichstage gegenüber stetes Wohlwollen gezeigt

Abg. Schrempf (kons.) beantragt Besprechung der Interpellation. Dieser Antrag wird angenommen.

Abg. Graf Oriola (natl.): Das Urtheil des Herrn Reichsschatzsekretärs über den Wortlaut der Interpellation mag streng juristisch zutreffen; es ist aber nicht gerechtfertigt, wenn man an die Bestrebungen denkt, die der Herr Interpellant im Auge hat. Der Herr Reichsschatzsekretär stellt selber durch seine gegebenen Daten fest, daß in Preußen die Zahl der zu berücksichtigenden Kriegstheilnehmer jährlich um einige Tausend wächst, er bewilligt eine Erhöhung, die für einige Hundert ausreicht, und rühmt dann das Wohlwollen der Regierung. Das Beste wäre, die weiter erforderlichen Mittel nicht erst in einen Nachtragsetat, sondern direkt in den vorliegenden Etat einzustellen. Redner wünscht ferner in die Grundsätze für die Bewilligung der Beihülfen statt des Erfordernisses der gänzlichen Erwerbsunfähigkeit aufgenommen zu sehen, das Zurückbleiben der Erwerbsfähigkeit unter ein Drittel des ortsüblichen Tagelohnes. Die Veteranenfürsorge muß aus dem Invalidenfonds herausgenommen werden.

Abg. Schrempf (kons.): Meine Freunde sind im Großen und Ganzen einverstanden mit den Ausführungen des Herrn Interpellanten und auch mit denen des Herrn Vorredners. Ich frage die Regierung, welche Erhebungen denn nun seitdem stattgefunden haben und mit welchem Erfolge.

Abg. Dr. Müller-Sagan (frs. Vp.): Der Herr Reichsschatzsekretär hat sich bei der Behandlung der Frage auf die finanzielle Seite beschränkt. Die Höhe der Mittel muß sich nach der Zahl der Veteranen richten und nicht umgekehrt. Ich bin der Meinung, daß vielleicht die Reichsschatzverwaltung nicht allein und nicht einmal vorwiegend die Schuld an diesen Verhältnissen trägt.

Abg. Prinz Schönaich-Carolath (Hosp. d. Natl.): Wenn der Invalidenfonds auch noch nicht bankerott ist, wie der schwarzseherische Reichsschatzsekretär sagte, so ist er jedenfalls auf dem besten Wege dazu, wenn wir mit dieser vollkommenen verfahrenen Finanzpolitik fortfahren.

Abg. Nißler (kons.) schließt sich den Vorrednern an. Es sei eine Pflicht der Dankbarkeit und eine patriotische Pflicht, endlich für die Veteranen in ausreichendem Maße zu sorgen.

Abg. Stadthagen (Soz.) führt in längerer Rede aus, daß das angebliche Wohlwollen der Regierung bei der Durchführung des Gesetzes betreffend die Veteranenbeihülfe nicht immer zur Bethätigung komme; unter Anderen seien die den Antragstellern zu theil gewordenen Bescheide zu tadeln. Wenn man die überflüssigen Ausgaben streichen wollte, so wäre genügend Geld vorhanden, statt dessen bringe man den Zolltarif ein. Wir verlangen eine Pension von jährlich 360 Mk., also einer Mark pro Tag, für die Veteranen.

Abg. Speck (Ctr.): Es fehle nicht an Gesetzen, sondern an der Ausführung der bestehenden Gesetze. Das Vorgehen der Regierung und der einzelnen Landräthe sei nicht im Sinne der Gesetze. Redner selbst stehe für seine Person der Wehrsteuer nicht prinzipell ablehnend gegenüber. Diese müsse aber die finanziellen und die Familienverhältnisse berücksichtigen.

Es folgen Bemerkungen des Abg. Dr. Arendt, der in Aussicht stellt, Abstriche am Etat vorzunehmen, um die nöthigen Mittel zu erlangen. Die Art der Beantwortung seiner Interpellation durch Schatzsekretär Freiherr v. Thielmann habe nicht seinen Hoffnungen entsprochen.

Damit schließt die Besprechung.

Nach persönlichen Bemerkungen des Abg. Schrempf vertagt sich das Haus.

Nächste Sitzung morgen 1 Uhr. Tagesordnung: Die beiden nächsten für heute angesetzten Interpellationen.

(Schluß nach $5^1/_2$ Uhr.)

Ein Kampfer-Atom.

Humoreske nach dem Holländischen
von K. Nobolsky.

(Nachdruck verboten.)

Die Uhr auf dem Kamin im Wohnzimmer der Familie Kril zeigt halb acht.

Ein schlürfender Tritt und einiges Kindergetrappel ertönt auf der engen Treppe. Nun ist es wieder still.

„Johan—ne!"

„Jawohl, Fräulein — gnädige Frau," ruft das neue Mädchen.

„Hast Du das Theewasser schon besorgt?"

„Schon lange," ruft Johanne, und das Knarren von Schritten beginnt wieder.

Die Mutter, umringt von ihren jüngsten Sprößlingen, tritt in das Wohnzimmer.

Sie sieht ermüdet und schwächlich aus; das dunkelblonde Haar, in der Mitte gescheitelt, liegt von beiden Seiten glatt an den Schläfen. Ihre Gesichtsfarbe ist bleich, der Anzug überaus einfach. Die graugrünen Augen blicken matt umher. Die ganze Erscheinung ist ein Typus der abgearbeiteten bürgerlichen Hausmutter.

Ihre Augen schweifen über den Tisch, ob Alles in Ordnung ist.

„Fehlt etwas, Suschen?"

Suschen ist die sechzehnjährige älteste Tochter, die „zu Hause" ist, und Mutters rechte Hand im Haushalt, bei der Erziehung der Kinder und bei dem Verwöhnen des Papa.

Suschen blickt sich forschend um . . . „Nein, Mutter, es ist Alles vollständig in Ordnung."

„Ist denn Jan noch nicht fertig, sieh einmal nach, Suschen, es ist schon spät", sagte die Mutter, einen ängstlichen Blick auf die Uhr werfend.

Suschen findet es auch und geht.

„Suschen," ruft die Mutter, „sieh auch nach Papas Schokolade und dem Haferbrei, comme il est." Man muß Frau Kril nicht unterschätzen: sie spricht und versteht Französisch ebenso wie Suschen, die sie jetzt immer hat, ist es ganz gut, einen Satz französisch zu können.

Während Suschen das Frühstück für den Papa besorgt, tritt Jan heran. Er ist ein flinker, kleiner Bursche von ungefähr 11 Jahren, dem der Schalk aus den glänzenden braunen Augen sieht.

„Jan, Jan, wie spät Du kommst," schilt die Mutter.

„Mutter, es thut mir mehr leid, als ich sagen kann, gerade so wie Papa neulich zu dem Mann sagte, der die Rechnung brachte. Guten Morgen, Schwestern- und Brüderschaar!" Und er machte eine drollige Verbeugung in die Runde.

„Mach keine Faxen, sondern setz' Dich," sagt Suschen, die mit günstigem Resultat von ihrer Inspektionsreise zurückgekehrt ist.

Endlich sitzen Alle: Fritz, Mariechen, Jan, und unter lautem, munteren Geplauder wird das Frühstück verzehrt.

Da wird oben eine Thür geöffnet: Papa ist im Anzuge. Wie mit einem Zauberschlage sind die Kinder still, Mutter sieht mit besorgtem Blick in die Theekanne, und Suschen eilt in die Küche, um gleich darauf mit Papas Schokolade und dem Haferbrei zurückzukehren.

„Guten Morgen," sagt Papa, eine forsche, gedrungene Gestalt mit rothblondem, kurzgeschnittnene Haar, einem großen Knebelbart von gleicher Farbe, der ihm ein etwas wüstes Aeußere giebt, kleinen runden Augen, die flink umherschauen, und borstenartigen Augenbrauen, die stets gerunzelt sind. Ja, Papa ist hitzig, das sieht man ihm an.

„Guten Morgen, Papa", antwortet die Kinderschaar in gedämpftem Tone und frühstückt stillschweigend weiter.

Ein Augenblick der Spannung tritt ein, bis sich Papa gesetzt hat und mit seinen kugelrunden Augen sein Gedeck übersieht.

„Was für Hafermehl hast Du, Mutter?"

„Quakers, Papa."

„Ist es das beste? Sonst giebt es doch keine Kraft und Stärke."

„Ich denke wohl," sagt die Mutter, „theuer genug ist es."

„Das schadet nichts. Ich gebe Dir ja genug Geld dazu."

„Gewiß, aber Du kannst auch wohl sehen, daß es das beste ist; denn es bekommt Dir ja ausnehmend gut."

„Ja, sehr, Papa," pflichtet Suschen bei.

Die Schokolade wird eingeschenkt. Sie kann zu dick, zu dünn, zu kalt, zu warm, zu süß oder nicht süß genug sein, auch zu wenig oder zu viel Schokoladenpulver enthalten.

Unter athemloser Spannung der ganzen Familie nimmt Papa einen Schluck . . .

Plötzlich furcht sich seine Stirn, sein Gesicht wird feuerroth, er schmeckt und schmeckt, riecht an der Schokolade, schmeckt noch einmal, zieht ein furchtbares Gesicht und sagt zu der armen Mutter in einem Tone, der ihr das Herz in die Schuhe sinken läßt: „Frau, die Schokolade schmeckt nach Kampfer."

Mit offenem Munde starren Alle den Papa an — voll Angst vor dem Ausbruch, der nun folgen wird.

„Nach Kampfer?" wiederholt Frau Kril in schwachem, zweifelnden Tone.

„Nach Kampfer," ist die Antwort, „Du brauchr meine Worte nicht zu wiederholen, ich weiß seh. gut, was ich sage, das ganze Pulver scheint verdorben. Es ist eine Schande, daß Ihr so mi den Vorräthen umgeht. Susanne, Du hast die Kanne hereingebracht, was bedeutet es, daß die köstliche Schokolade nach Kampfer schmeckt, he?"

Suschen schluchzt und weint; sie hat gerade heute Morgen ihr Bestes beim Kochen gethan. „Wirklich, Papa, ich weiß nichts davon; ich habe, als ich sie hereinbrachte, gekostet und nichts geschmeckt." Und in der Verzweiflung fügt sie hinzu: „Du mußt Dich wirklich irren, Papa."

„So, das wagst Du zu behaupten! Denkst Du, daß ich nicht bei Sinnen bin?" Suschen schluchzt eiligst: „nein, nein." — „Ich weiß sehr gut, was ich sage; jetzt höre auf mit weinen. Ich werde die Sache genau untersuchen. Also, Suschen, Du hast die Schokolade hereingebracht?"

„Ja, Papa."

„Und erst gekostet?"

„Ja, Papa."

„Und sie hatte einen guten, reinen Geschmack?"

„Ja, Papa."

„Und hier ist nichts damit geschehen?"

„Nein, Papa."

„Unmöglich!" brüllt Herr Kril, der immer röther geworden ist. „Denkt Ihr, daß Ihr mich zum Narren halten könnt? Johanne soll hereinkommen; wir werden ja sehen, ob wir die Wahrheit herausbekommen.

Suschen ruft Johanne, und Johanne, die den Lärm im Zimmer schon gehört hat, tritt mit einer

herausfordernden Haltung ein, die wenig Gutes verheißt. Die Arme in die Seite gestemmt, mit aufgekrempelten Aermeln, steht sie in der Thür, bereit, beim ersten Angriff sich zu wehren und zwar ganz gehörig.

Frau Kril bekommt Herzklopfen vor Angst; es sind schon so viele Mädchen „wegen des ewigen Zankens des Herrn“ abgegangen.

„Johanne, die Schokolade schmeckt nach Kampfer.“

„Oh, Herr Kril,“ lacht Johanne. „Wie kommt denn das? Nach Kampfer?“

„Nach Kampfer. Die Schokolade hat einen entschiedenen Kampfergeschmack, als ob ein Stück Kampfer hineingefallen oder hineingeworfen ist, oder Deine Töpfe sind nicht rein.“

„Meine Töpfe sind nicht rein? Das ist mir noch nicht gesagt worden. Jeder kann sich meine Töpfe ansehen, hören Sie! Meine Töpfe sind rein! Und nun soll ich den Kampfer hineingethan haben! Na, es wird immer schöner.“

„Du schweigst, augenblicklich!“

„Nanu, noch schöner. Ist das hier ein Dienst! Von Morgen bis Abend traben und schinden und dann 70 Gulden und kein Trinkgeld und so'n miserables Essen . . .“ Johanne redete sich immer mehr in Zorn.

Nun wurde Herr Kril bleich. „Augenblicklich bittest Du um Verzeihung wegen Deiner Reden oder Du gehst.“

„Heute lieber als morgen. Und dann können Sie sehen, wo Sie wieder Eine kriegen.“ Und Johanne verläßt den Schauplatz, die Thür laut hinter sich zuwerfend.

„Diese Mädchen heutzutage! Frau, ich begreife nicht, daß Du die Mädchen nicht besser dressirst, Du bist viel zu gut zu ihnen. Ist das eine Art und Weise, so zu mir zu sprechen. Aber heute Abend geht sie; ich behalte das Geschöpf nicht länger in meinem Hause.“

Arme Frau Kril! Sie darf nichts erwidern, auch nicht sagen, daß diese Johanne in mancher Beziehung ein gutes Mädchen ist. Johanne ist die 80. seit ihrer Verheirathung und es wird immer schwerer, ein neues Dienstmädchen zu bekommen.

Die Kinder rücken unruhig auf den Stühlen hin und her — es ist die höchste Zeit, in die Schule zu gehen — und sie telegraphiren mit Blicken an die Mutter, ob diese nicht Papa fragen will, daß sie gehen können.

„Papa, darf ich Dich mal unterbrechen? Können die Kinder in die Schule gehen? Es ist hohe Zeit.“

Doch Papa sieht nichts als seine Schokolade und Kampfer. Er schlägt mit der Faust auf den Tisch.

„Niemand geht aus dem Hause, ehe ich herausgefunden habe, wie der Kampfer in die Schokolade gekommen ist. Nur Jan kann gehen, marsch!“

Jan verzieht sich eiligst mit unverhehlter Freude.

Die Spannung nimmt immer mehr zu. Mutter und Suschen sind in Thränen. Kein Wunder, sie wissen, was es bedeutet, mindestens einige Tage ohne Mädchen zu sitzen, und dazu noch der Kummer, daß sie nun doch, trotz aller Sorge, Papa Verdruß bereitet haben.

„Frau, Du hast Kampfer im Hause, nicht wahr?“ ertönte es in herrischem Tone.

„Gewiß, bester Mann, aber oben auf dem Boden in der Kist.“

„Verlaß Dich nicht zu sehr darauf. Der Kampfer muß hier unten sein, die Schokolade schmeckt nach Kampfer. Es ist klar wie Glas, daß Kampfer in die Schokolade gekommen ist. Wenn Ihr Frauen gesunden Verstand hättet, würdet Ihr es wissen, woher es gekommen. Aber das ist immer so mit Euch, Ihr habt nicht so viel Logik wie ein Huhn ohne Kopf. Na, gut — ich als Herr des Hauses werde Euch den Beweis liefern. Hallo, Fritz und Mariechen, Ihr geht mit dieser Kanne Schokolade zum Apotheker, bestellt mein Kompliment, ich ließe ihn bitten, die Schokolade zu untersuchen und auf einen Zettel genau aufzuschreiben, was er darin findet.“

Mariechen bricht in Thränen aus. „Wir müssen in die Schule,“ schluchzt das arme Kind.

„Kein Wort weiter, oder ich bestrafe Euch noch dazu. Wir werden sehen wer Herr im Hause ist. Ich weiß, was ich zu thun habe, marsch!“

Papa muß nun ins Komtor und verläßt das Zimmer ohne ein Wort des Abschieds, Frau und Kind in Thränen zurücklassend. Aber was fragt ein Hausvater wie Herr Kril danach?

— — — — — — — — — — — —

Um 12 Uhr kehrt Herr Kril zurück. Seine getreue Gattin erwartet ihn schon an der Treppe. Ob er sie wohl anhören wird? „Der Schullehrer ist da, mit Fritz und Mariechen sehr böse, — er glaubt die Kinder haben gelogen.“

„Ja, ja, das kennen wir,“ antwortet Papa. Er ist mehr als je in der Meinung verstärkt, daß ein Komplot gegen ihn geschmiedet ist, und argwöhnischer als ein Tyrann. „Wir sollen ihm wohl Rede stehen!“

Der Herr Schulmeister sitzt in der guten Stube, Fritz und Mariechen stehen am Fenster, die Schokoladenkanne auf dem Kamin.

„Ich habe mir die Freiheit genommen, selbst zu kommen,“ sagte der Lehrer, „denn ich traf vorhin die Kinder und fand ihre Erzählung so sonderbar, daß ich fürchtete, sie haben mir da etwas vorgeredet. Ich mußte doch hier in die Nähe, und bin daher gleich mit heraufgekommen, um Sie zu fragen, ob es wahr ist, daß Sie die Kinder mit einer Kanne Schokolade zum Apotheker geschickt haben?“

Herr Kril kreuzte die Arme; er war schwer mit Brandstoff geladen und der kleinste Funke war im Stande, die heftigste Explosion zu verursachen. „Meinen Sie, daß ich mich verpflichtet fühle Ihnen Rechenschaft zu geben, über die Aufträge, die ich meinen Kindern ertheile?“

Sein Ton war in hohem Maße arrogant.

Der Schullehrer erwiderte nur, daß es ihm leid thäte, daß Herr Kril seine Frage falsch auffasse, es wäre durchaus nicht seine Absicht, ihn zu beleidigen, er wollte nur wissen, ob die Aussage der Kinder wahr sei und ob sie deshalb die Schule versäumt hätten.

„Nein, natürlich nicht,“ spottet Herr Kril. „Das ich nicht Ihre Absicht, auch nicht die Absicht meiner Frau, des Mädchens und der Kinder. Aber ich danke dafür, von Jedem wie ein Narr behandelt zu werden. Ich gebe Ihnen keine Rechenschaft. Es sind meine Kinder und ich verwende sie wie ich will, und wenn ich sie eine Woche lang die Schule versäumen lasse, so haben Sie garnichts dagegen einzuwenden!“

Nun wurde auch der Schullehrer zornig und Herr Kril noch wüthender, und das Ende war, daß der Lehrer als der Verständigste den Rückweg antrat und Herr Kril ihm nachrief, daß die Kinder überhaupt nicht mehr in seine Schule kommen würden.

Die arme Frau Kril! Eben hatte sie mit Johanne eine heftige Scene durchgemacht, da diese darauf bestanden, sofort aus dem Hause zu gehen. Nun dieser neue Schlag. Die Kinder aus der Schule, das Mädchen fort, Papa in einem solchen Zustande! Um das Alles um diesen unglücklichen Kampfergeschmack! . . .

Noch feuerroth von dem Auftritt mit dem Lehrer, kommt Papa ins Eßzimmer, räumt mit wüthender Gebärde sein Gedeck ab und sagt, daß er nicht essen würde, bis sich die Sache aufgeklärt hat.

Nun kommt Jan nach Hause; er sieht ganz durchtrieben aus, der kleine Bursche, und die Mutter winkt ihm mit den Augen zu, als er auf seinen Vater zugeht.

„Papa! Dem Racker ist gar nicht bange. „Ich weiß, wie der Kampfergeschmack an die Schokolade kommt.“ Fritz und Mariechen, die auch im Zimmer sind, stützen sich mit dem Ellbogen auf den Tisch. Mutter und Suschen, die hin- und hergelaufen, bleiben mit verdutztem Gesicht stehen, was nun geschehen wird . . .

„Wußtest Du das schon heute Morgen?“ fragt Herr Kril im Tone eines mitleidslosen Richters.

„Wirklich nicht, Papa, sonst hätte ich es gesagt.“

„So sprich!“

„Papa, Du hast einen hohlen Backenzahn, nicht wahr?“

Papa sagt nicht ja noch nein, aber seine Augen beginnen zu rollen, und seine Hand ist bereit, dem naseweisen Jungen einen Schlag zu versetzen. Papa braucht auch nicht ja zu sagen, Jeder weiß, daß Papa einen hohlen Backenzahn hat.

„Und Du putzest Deine Zähne mit Kampfer-Zahnpulver. Da ist ein Krümelchen in dem hohlen Zahn sitzen geblieben, und dann schmeckt Alles, was Du issest, nach Kampfer. Das hat mir Jan Konein gesagt; dessen Vater ist Zahnarzt . . .“

Tableau!

Vermischtes.

Von den neuen Postwerthzeichen, die zum 1. April herausgegeben werden, ist jetzt der erforderliche Vorrath zur ersten Ausgabe der Briefmarken von der Reichsdruckerei fertiggestellt worden. Es handelt sich hier um sämmtliche Werthe von 2 Pfg. bis 5 Mk. Ihre Zeichnung und Ausstattung entspricht den jetzt geltenden Briefmarken. Das Wort „Reichspost“ wird jedoch bekanntlich durch die Aufschrift „Deutsches Reich“ ersetzt. Die Marken der höheren Werthe erfahren ferner insofern eine Aenderung, als die Aufschrift „Deutsches Reich“ nicht mehr wie früher das Wort „Reichspost“ in lateinischer, sondern in deutscher Schrift wiedergegeben wird.

Der Kampf gegen die grauen Haare ist bisher erfolglos geblieben. Aber jetzt ertönt frohe Kunde! Sie erklingt aus dem Laboratorium des weltberühmten russischen Physiologen Metschnikoff, der nicht blos das bis nun dunkle Problem des Ergrauens der Haare gelöst, sondern auch auf dem Wege ist, das Mittel ausfindig zu machen, das dem Haar seine urspringliche Farbe und unverwelkliche Jugendfrische sichert. Metschnikoff veröffentlicht in der jüngsten Nummer der „Annalen des Instituts Posteur“ das Ergebniß seiner Untersuchungen, die folgendermaßen lauten: Die Ursache der Haarfarbe sind bekanntlich mikroskopisch kleine Pigmentkörnchen, die die ganze Länge eines jeden Haares durchziehen. So lange nun dieses Pigment an Ort und Stelle bleibt, behält das Haar seine Farbe, beginnt es aber zu schwinden, fängt das Ergrauen an. Da jedoch das Pigment keine Eigenbewegung hat, so muß es durch einen anderen Faktor in Bewegung gesetzt werden. Diesen Faktor hat Metschnikoff aufgespürt! Es sind dies die Pigmentverzehrer, kleine, weiße weiche Zellen wie die weißen Blutkügelchen. So lange sich diese Pigmentophagen ruhig verhalten, bleibt der Organismus des Haares ungestört. In dem Moment aber, da sie aus ihrer Ruhe erwachen, entwickeln sie nach allen Richtungen eine Art Fühlfäden, die den farbigen Stoff des Haares einsaugen, verzehren. Hat dieser Prozeß begonnen. so vollzieht sich das Ergrauen des Haares. Diese Pigmentophagen machen Jagd auf das Pigment, ergreifen es, mästen sich daran, und wenn sie sich vollgesogen, ihr Zerstörungswerk also beendet haben, dann machen sie sich aus dem Staube. Sie entwischen theils durch die Haarwurzel, theils in der Weise, daß sie das Haar spalten und sich so einen Weg ins Freie bahnen. Sind sämmtliche Pigmentophagen mit ihrer Beute entronnen, dann ist das Haar ausgetrocknet, leer — und das offenbart sich durch seine schneeweiße Farbe. Nachdem Metschnikoff diese Beobachtungen festgestellt und damit die innerste Ursache des Ergrauens der Haare durchschaut hat, ist er einen Schritt weiter gegangen. Er hat sich nämlich folgende Frage vorgelegt: Da der bisher nun räthselhafte physiologische Vorgang des Verschwindens des Pigmentstoffes klar ist, so könnte man ja ein Mittel finden, um diesen Prozeß unmöglich zu machen. Worin bestünde dieses Mittel? Man müßte eben die kleinen Banditen, die Pigmentopagen, vernichten, was sich ja, da sie lebende Zellen sind, bewerkstelligen lassen muß. Ist dies einmal geschehen, dann hat der Kampf gegen das Grauwerden siegreich geendet. Dann behält das Haar, so lange wir leben, seine ursprüngliche Farbe, ohne daß wir zu illusorischen Färbemitteln unsere Zuflucht zu nehmen brauchen. Metschnikoff verspricht in Balde das Arcanum zu verkünden, das den Pigmentophagen den Garaus machen wird. Wir wollen hoffen, daß er sein Versprechen einlöse.

Auf der Arbeitssuche. In Berlin sind jetzt die Lesehallen überfüllt, in denen Stellungsuchende für 5 Pfg. den „Arbeitsmarkt“ der verschiedensten Zeitungen einsehen können. Viele sind berufen, jedoch Wenige auserwählt. Hier die Leidensgeschichte eines jungen stellunglosen Kaufmanns, wie er sie selber erzählte: Seit zwei Monaten bin ich jetzt stellungslos; ich war ausgehoben für's Militär, bin aber wieder entlassen worden, als sich herausstellte, daß ich nur 99 Pfd. wog. So verlor ich meine gewinnbringende Beschäftigung und laufe jetzt jeden Morgen hierher, um in den Inseraten für mich Passendes zu finden. Alle Tage komme ich mit gleichen Hoffnungen, und alle Tage gehe ich mit der gleichen Enttäuschung. In meiner Branche wird Niemand verlangt, und man glaubt gar nicht, daß man sogar für das Adressenschreiben neben gediegener kaufmännischer Handschrift heute schon Vorkenntnisse haben soll. Wie oft habe ich schon gewünscht, ein Arbeiter zu sein, um die lästige Scheineleganz vermeiden zu können, ohne die ich als Kaufmann aber keine Stellung mehr finde. Vor Kurzem ging ich die Ritterstraße entlang; ein junger, kräftiger Bursche in Arbeiterkleidung stellt sich eben an einem Wagen und sieht dem Kutscher beim Abladen zu. Eine einfache Frau nähert sich dem jungen Manne und fragt ihn, ob er Arbeit suche, sie hätte für ihn Beschäftigung. Er verneinte die Frage, und ich bot mich der Frau an. Aber ich hatte ja einen guten Ueberzieher an und dies, vielleicht auch mein Aussehen, das allerdings nicht auf große Körperkräfte schließen läßt, bestimmte sie dazu, mich unberücksichtigt zu lassen. Es bleibt mir eben nichts Anderes übrig, als alle Tage mein Glück in der Lesehalle zu versuchen; freilich, es ist noch schlimmer als ein Lotteriespiel. Und wenn ich nun gar den Einsatzpreis nicht mehr bezahlen kann? . . . . . .

Kaffern-Chirurgie. Wie die Kaffern schwere Wunden behandeln, hat ein englischer Arzt dem „British Medical Journal“ aus eigener Erfahrung mitgetheilt. Bei dem beschriebenen Fall handelte es sich um einen Kaffern, der von einer Wache durch einen Gewehrschuß verwundet worden war. Die Kugel war zwischen der achten und neunten Rippe auf der rechten Seite eingedrungen und auf der linken Hinterseite unter der letzten falschen Rippe wieder ausgetreten, nachdem sie die Leber durchschlagen und wahrscheinlich auch den Körper des ersten Lendenwirbels getroffen hatte. Der Kaffer lief erst noch eine ganze Strecke zu Fuß, dann wurde er von seinen Freunden aufgelesen und in einem Karren 5 Kilometer weit geschafft, worauf er in die Behandlung eines Arztes seines Stammes kam. Dieser wandte sofort seine eigene Wundbehandlung an. Er nahm ein Kuhhorn, das durch Abschlagen der Spitze in eine Röhre verwandelt war. Das dünnere Ende wurde in eine der Oeffnungen der Wunde eingesetzt, und der „Arzt blies dann mit aller Kraft durch das andere Ende des Horns, um die etwaigen Verunreinigungen aus der entgegengesetzten Oeffnung der Wunde hinauszutreiben. Nachdem dies zur Befriedigung des Operateurs geschehen war, nahm er Kuhmist und breitete daraus zwei Umschläge, die auf die beiden Wundöffnungen gelegt wurden. Nun war die Operation beendet. Vier Tage später wurde der Kranke von dem englischen Arzt besucht, der die beiden Löcher sehr sorgfältig mit Propfen aus Lehm oder einem ähnlichen Stoff verstopft fand. Das Allgemeinbefinden des Verwundeten war gut, die Lebergegend etwas schmerzhaft, aber die Temperatur regelrecht. Der englische Arzt entfernte den Verband seines Kollegen vom Kaffernstamm und legte einen antiseptischen Verband an. Zwei Tage später fing die Wunde an zu eitern, was selbstverständlich der falschen Behandlung des europäischen Arztes zugeschrieben wurde. Immerhin war der Verletzte vier Tage darauf, oder am zehnten Tage nach der Verwundung soweit, daß er sich wieder von seinem Lager erheben konnte. Ob nun die Chirurgie des Kaffern oder des Europäers den Sieg davongetragen hatte, mag selbst dem englischen Arzt zweifelhaft gewesen sein, der von den Kaffern zweifellas nur als Kurpfuscher betrachtet worden war.

Für die Redaction verantwortlich Karl Frank in Thorn

Handelsnachrichten.

Amtliche Notirungen der Danziger Börse.

Danzig, den 15. Januar 1902.

Für Getreide, Hülsenfrüchte und Oelsaaten werden außer dem notirten Preise 2 M. per Tonne sogenannte Factorei-Provision usancemäßig vom Käufer an den Verkäufer vergütet

Weizen per Tonne von 1000 Kilogr.
inländ. hochbunt und weiß 745—761 Gr. 172—180 Mk.
inländ. bunt 750 Gr. 173 Mk.
inländisch roth 772 Gr. 173 Mk.
transito roth 729 Gr. 130 Mk.

Roggen per Tonne von 1000 Kilogramm per 714 Gr Normalgewicht
inländ. grobkörnig 750 Gr. 148 Mk.
transito grobkörnig 729—732 Gr. 108½—109 Mk.

Gerste per Tonne von 1000 Kilog.
inländisch große 656—709 Gr. 126—134 Mk.
inländisch kleine 627 Gr. 124 Mk.

Hafer per Tonne von 1000 Kilogr.
inländischer 141—148 Mk.

Mais per Tonne von 1000 Kilog.
transito 96 Mk.

Kleie per 50 Kilogr. Weizen- 4,05—4,50 Mk. Roggen- 4,62½—4,65 Mk.

Rohzucker. Tendenz: schwach. Rendement 88° Transitpreis franco Neufahrwasser 3,15 Mk. incl. Sack bez. Rendement 75° Transitpreis franco Neufahrwasser 4,55 Mk. incl. Sack bez.

Amtl. Bericht der Bromberger Handelskammer.

Bromberg, 15. Januar 1902.

Weizen 174—180 Mk., abfallende blauspitzige Qualität unter Notiz, feinste über Notiz.

Roggen, gesunde Qualität 150—155 Mk.

Gerste nach Qualität 120—125 Mk.
gute Brauwaare 126—131 Mk.

Futtererbsen 135—145 Mk.

Kocherbsen nom. 180—185 Mark.

Hafer 140—145 Mk., feinster über Notiz.

Der Vorstand der Producten-Börse.

Druck und Verlag der Rathsbuchdruckerei Ernst Lambeck, Thorn